

## Die Normalisierung der feministischen Theorie Oder: Brauchen wir eine feministische Demokratietheorie?

**Zu Barbara Holland-Cunz: *Feministische Demokratietheorie. Thesen zu einem Projekt*, Frankfurt, Campus, 1998.**

Barbara Holland-Cunz diagnostiziert in ihrem Buch *Feministische Demokratietheorie. Thesen zu einem Projekt* in der Politikwissenschaft den Mangel einer einheitlichen feministischen Theorie der Demokratie. Daraufhin startet sie in diesem mehr sprachlich als inhaltlich komplizierten Werk den Versuch einer Synthese, um „politiktheoretischen Sinn“ in die „disparate Quellenlage der Literatur zur feministischen politischen Theorie der Demokratie hineinzukonstruieren“.

Die Vielfalt feministischer Texte über politische und Demokratietheorie zu einer einheitlichen feministischen Theorie der Demokratie zusammenzuschmelzen, ist allerdings ein entschieden zu weitgehender Eingriff in die feministische Debatte. Der Begriff der „Normalisierung“, den sie ausdrücklich in Foucaults Sinne und vor allem in der Einleitung als zentralen Begriff verwendet, wird damit Holland-Cunz' größte Schwäche. Sie selbst betreibt nicht nur die „Normalisierung“ der feministischen Theorie, indem sie immer wieder vermeintlich konsensfähige „Sinnkonstruktionen“ pauschalisiert, sondern ebenso die „Normalisierung“ des politischen Subjekts in ihrer Darstellung politischer Philosophie, indem sie eine neue politische Anthropologie, einen neuen Naturzustand fordert. Mit Foucault jedenfalls kann die „Erschaffung“ eines neuen politischen Subjekts nur neue Zwangs- und Subjektivierungsmechanismen freisetzen. Daß die Feministische Theorie sich um den „anthropologischen Kerngedanken“ der existentiellen, natürlichen Bindungen, des „Ideals der Gebundenheit“ manifestiert in der „Geburtlichkeit“, herum aufbaue, dürfte auch vielen Feministinnen arg nach Essentialismus und Differenzfeminismus riechen. Wenn Holland-Cunz an anderer Stelle feststellt, daß die Unauflösbarkeit natürlicher menschlicher Bindungen „allzu leicht zur repressiven Komponente“ gerät, wird es interessant: gerade dieser Widerspruch eines emanzipativen Feminismus, der gleichzeitig das Autonomie-Ideal des Liberalismus kritisiert, hätte weiterer Ausführungen bedurft; aber es bleibt bei einem kurzen Absatz.

In ihren Thesen zum demokratietheoretischen „Projekt“, die den „disparaten Quellenstand [...] gleichsam sinnkonstruktiv glätten und politiktheo-

retisch fortschreiben“ sollen, nennt sie die Elemente, die ihrer Meinung nach die feministische Demokratietheorie auszeichnen: (1.) alle Realdemokratien werden angesichts unvollendeter Gleichberechtigung *herrschaftskritisch* als „androzentrisch“ verworfen. (2.) *Partizipation*, die vom Patriarchat vorenthaltene soziale Verpflichtung zum gesellschaftlichen Miteinander, müsse gestärkt werden; (3.) sei die *direkte Demokratie* in Form der basisorientierten Räte Demokratie die Form der Demokratie, die der feministischen Theorie am nächsten stehe. (4.) Durch *Bindungsorientiertheit* sollen Individualität und starke gemeinschaftliche Bindungen gleichermaßen gefördert werden. (5.) In *radikaldemokratischen Bündnisstrategien* opponieren differente soziale Bewegungen gegen repressive Herrschaftsformen, die feministische Bewegung sei - postmodern gedacht - ein „multiples politisches Subjekt“. (6.) Die *Normativität* feministischer Demokratietheorie äußere sich in den Zielen politischer Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit. Ethisch-politische Werte seien Gemeinsinn, Verantwortungsbewußtsein und der Widerstand gegen Identitätspolitik. Frauenbefreiung sei Basisnorm.

Der anthropologische erste Teil des Buches bleibt merkwürdig abgehoben und unverbunden mit dem eigentlich demokratietheoretischen Teil, wo die Bindungsidee des „Of Woman Born“ und des hier völlig, man möchte fast sagen, „sinndestruktiv“ aus dem Kontext gerissenen Arendtschen Konzepts der Natalität, kaum mehr auftauchen, es sei denn in kommunitaristischer Form als Verantwortung für die Gemeinschaft, in Konzepten der Zivilgesellschaft etc. Die Erweiterung der Vertragstheorie um nichtvertragliche Bindungen, die ja die Voraussetzung für die notwendige persönliche Autonomie seien, ist eine interessante Idee, bleibt in ihrer demokratietheoretischen Umsetzung aber weitgehend im Dunkeln. Mit der Politisierung des Privaten entfernt sie sich wieder von Hannah Arendt und marginalisiert liberale Feministinnen wie zum Beispiel Anne Philipps. Die Umsetzung ebenso wie die Begründung des wesentlichen Merkmals dieser „Demokratietheorie“ jedoch bleiben ebenfalls unbearbeitet.

Die Unterscheidung zwischen Sein und Sollen bleibt sehr vage: es gibt durchaus einen Bedarf für Überblicksdarstellungen zur feministischen Theoriegeschichte; dabei sollte es aber selbstverständlich sein, diese von der eigenen Theoriebildung abzuheben. Der Titel „Feministische Demokratietheorie“, der eine Überblicksdarstellung vermuten läßt, ist mißverständlich, der Untertitel „Thesen zu einem Projekt“ wesentlich bescheidener. Zusammengenommen sind beide Titel symptomatisch für die Unent-

schiedenheit der Autorin zwischen einer Überblicksdarstellung der älteren und gegenwärtigen Theorien und der Entwicklung einer eigenen Demokratietheorie. Aber auch für eine reine Überblicksdarstellung hätte sich der Plural eher angeboten.

Die „Thesen“, die ein „demokratiethoretisches Netz“ bilden sollen, sind nicht neu - die meisten von ihnen gleichen den Ideen des Kommunitarismus. Zivilgesellschaft und Gemeinschaftsgedanke spielen hier die zentralen Rollen; die Frauenperspektive, die „Frauenbefreiung als Basisnorm“, die feministische Bewegung als „multiples Subjekt“, wirken fast angehängt an diese Grundelemente einer „feministischen Demokratietheorie“. Eigentlich sollte doch eine Demokratietheorie die Gleichberechtigung von Mann und Frau selbstverständlich mit einschließen; dann ist feministische Kritik an Demokratietheorien nötig, um diese Aufgabe einzulösen. Es kann aber doch nicht sinnvoll sein, eine autonome feministische Demokratietheorie entwerfen zu wollen und nur nebenbei festzustellen, daß man sich mit anderen Liberalismuskritikern einig fühlt; wenn dem so ist, dann muß es doch ein Anliegen sein, an diesem theoretischen Problem weiterzuarbeiten, anstatt trotzig festzustellen, daß die feministische Bewegung auch schon länger in diese Kerbe haut. Mit anderen Worten, nicht die politiktheoretische Fortschreibung feministischer Theorien zur Demokratie ist geboten, sondern die feministische Mit-schreibung der Liberalismuskritik. Sich mit der Etikettierung „feministische Demokratietheorie“ zu marginalisieren, kann der Sache der „Bindungsorientierung“ nicht dienlich sein, denn sie ist nicht allein Sache der feministischen Bewegung.

Mit der Feststellung dieser Gemeinsamkeiten, die vielleicht noch weitergehen, als sie das selbst wahrnimmt, bleibt die Autorin jedenfalls hinter ihrem Anspruch zurück, „imaginativen Mut“ und „innovative Erneuerung“ der Versuchung der Anpassung entgegenzusetzen - ganz zu schweigen von dem so oft gehuldigten radikalen Utopismus. Auch die unermüdlichen Rekurse auf Hannah Arendt, die „renommierteste und unverfänglichste Fürsprecherin“ der Rätedemokratie, sowie das unentwegte Messen am männlichen Politikwissenschaftler, der nicht selten gleichzeitig als Antipode und als Ideenquelle dient, sprechen eher für etwas verkrampfte Etablierungsversuche der feministischen Theorie als für das Wissen um das bessere Argument. Es gelingt ihr nicht, zu erklären, wieso wir *eine* feministische Demokratietheorie brauchen; weder warum sie zu einer einzigen zu synthetisieren sei, noch, warum diese innovativ sein soll, wenn der „male stream“ alles auch schon einmal vorgedacht hat. Die Vorstellung von einer femini-

stischen Theorie als Einheit und schon gar als eine unabhängige *Grand Theory* ist eine Fiktion, zudem eine, deren Realisierung für das erwähnte „multiple politische Subjekt“ Frauenbewegung nicht wünschenswert sein kann.

Ursula Degener

## Utopien von Frauen

Bettina Roß: *Politische Utopien von Frauen. Von Christine de Pizan bis Karin Boye*, Dortmund, Edition Ebersbach, 1998, 284 S.

Barbara J. Risman: *Gender Vertigo*, New Haven, NJ., Yale University Press, 1998, 189 S.

Das zentrale Erkenntnisinteresse, das Bettina Roß in ihrer Dissertation verfolgt, ist das Interesse an der Herrschaftsstruktur, am Verhältnis zur Natur, an der Auffassung von Sexualität im Zusammenhang mit dem Geschlechterverhältnis, am Verständnis von „Frau“ in Utopien von Frauen (S. 227). Sie bemüht sich, in ihrer Arbeit folgendes herauszustellen: Erstens, daß „im Gegensatz zur männlichen Utopietradition ... sich bei den Autorinnen aber keine totalitäre Linie der Organisation politischer Herrschaft“ (S. 227) findet, „daß die Autorinnen eher auf sozial durchgesetzte Herrschaft bauen“ (S. 229) und in ihrer Vorstellung „sich im zwischenmenschlichen Zusammenleben etwas ändern muß, damit eine Gesellschaft gut funktioniert“ (S. 228). Zweitens, daß „die Utopien von Frauen ..., gerade was das Geschlechterverhältnis und das Frauenbild angeht, wesentlich mehrdeutiger“ sind. So würden Frauen „positiver und vielschichtiger bewertet, weil die Perspektive aufgrund der patriarchalen Bipolarität der Geschlechter eine andere ist“ (S. 235) als in den Utopien von Männern. Drittens, daß zwar Ähnlichkeiten in der „Debatte über das Verhältnis von Natur und Kultur“ (S. 229) bestehen, bei den Autorinnen sich jedoch „früher eine Abkehr von Naturunterwerfung hin zu Naturbewahrung bzw. Kultivierung“ (S. 230) findet.

Es gibt inzwischen viele Untersuchungen zu weiblichen Utopien. Roß' Erkenntnisse haben meines Erachtens nichts Neues hinzugefügt. Die Auswahl ihrer Texte scheint mir willkürlich: Der Bogen reicht von Christine

de Pizans *Das Buch von der Stadt der Frauen*, 1405 in Frankreich entstanden, über deutschsprachige Literatur von Sophie von La Roches *Erscheinungen am See Oneida* (1798), Rahel Varnhagens Briefen zwischen 1806 bis 1814, Bettina von Arnims *Dies Buch gehört dem König* (1843) und den britischen Autorinnen Margareth Cavendish *The Description of a New World, Called The Blazing World* (1668), Sarah Scott *A Description of Millenium Hall* (1762), Mary Shelley *Frankenstein* (1818) sowie den Amerikanerinnen Mary Bradley Lane *Mizora* (1915), Charlotte Perkins Gilman *Moving the Mountain* (1911), *Herland* (1915) bis zum schwedischen Roman von Karin Boye *Kallocain* (1940).

Inwiefern die utopischen Vorstellungen neben der persönlichen Befindlichkeit der Autorinnen Zeit und Raum ihrer Entstehung spiegeln bzw. sprengen, wird in den kurzen Abhandlungen angedeutet. Die Verbindungslinie vom einen zum anderen Text – als Kontinuität oder Kontrast – kann ich aber nur in der Feststellung sehen, daß alle Autorinnen Alternativen zu einer die Frauen diskriminierenden patriarchalen Gesellschaft suchten.

Pizan als Begründerin einer weiblichen utopischen Tradition – ein Jahrhundert vor Thomas Morus – voranzustellen, mag begründet sein, aber nicht der abrupte Sprung zu La Roche. Auch hier bleibt Roß am Vordergrundigen hängen. Bei La Roche hätte mich interessiert, warum sie den See Oneida als Ort ihrer idealen, ländlichen Gemeinschaft wählte, also den Namen eines Indianerstammes und gleichnamigen Sees im Staat New York (was Roß nicht erwähnt). Wurde sie von der Reiseliteratur aus der Neuen Welt (z.B. von Chateaubriand) inspiriert und/oder den Konzepten utopischer Gemeinschaften, wovon 50 Jahre nach ihrem Roman eine mit dem Namen Oneida tatsächlich an ihrem Utopie-Ort entstand? Wie informiert war sie über die französische Literatur, Kultur, Revolution? La Roches aufschlußreicher Ausgangspunkt von einem „vor den Schrecken der französischen Revolution“ in die Neue Welt geflohenen adeligen Ehepaar, das „bei den ‚Indiern‘ Hilfe“ holte (S. 137), könnte auf die Spannung zwischen Standesgebundenheit und Sehnsucht nach einem einfachen Leben der Autorin deuten. Darüber erfahren wir aber nichts.

Auch bei *Mizora* – ein Roman, der in der amerikanischen Utopieforschung sehr wohl zitiert wird – hätte eine bessere zeit- und ortsbezogene Einbettung den rassistischen Gehalt prägnanter zum Ausdruck gebracht, wenn Roß darauf eingegangen wäre, daß dieses ausschließlich von blonden, hellhäutigen Frauen bewohnte Mizora erst wenige Jahre nach der Ab-

schaffung der Sklaverei in den USA aus der Feder einer Amerikanerin entstand.

Von den 284 Textseiten des Buches sind nur 100 den „Politischen Utopien von Autorinnen“ (Kapitel 5) gewidmet. Zu viel Raum nehmen allgemeine Abhandlungen über Feminismus und Geschlecht und über männliche Utopien ein, was dem Titel *Politische Utopien von Frauen* widerspricht. Bei den besprochenen weiblichen Utopien handelt es sich um ausschließlich literarische Texte. Was Roß unter „politisch“ und unter „Utopie“ versteht, bleibt verschwommen. Sie entzieht sich der Problematik einer Abgrenzung zwischen Utopie und Science Fiction, indem sie Letztere als wissenschafts- und technikbezogen diskriminiert (S. 18). Expertinnen dieser beiden Genres streiten sich jedoch bis heute über eine gangbare Definition. Während Annette Keinhorst in *Utopien von Frauen in der zeitgenössischen Literatur der USA* (1985) Science Fiction unter Utopien subsumiert, bestehen Heuermann/Lange in *Die Utopie in der angloamerikanischen Literatur* (1984) und Heuermann in *Der Science-Fiction-Roman in der angloamerikanischen Literatur* (1986) auf einer Trennung der beiden Gattungsbegriffe. Liana Borghi (*Dialogue in Utopia*, 1984) bezieht sich auf Max Weber, für den alle Gesellschaftsmodelle etwas Utopisches an sich haben (S. 6). Roß springt zwischen diesen divergierenden Utopievorstellungen hin und her.

Roß verweist auf Keinhorst, die Shelley „als früheste Autorin einer Dystopie“ (S. 181) bezeichnet haben soll. Bei Keinhorst steht jedoch, daß Shelley oft „als Urmutter der Science Fiction überhaupt“ (S. 12) genannt wird. *Frankenstein* als negative Utopie, d.h. als Dystopie zu bezeichnen, bleibt ohne eine genauere Definition des Utopiebegriffs höchst fragwürdig. Selbst die Festlegung von *Frankenstein* auf Science Fiction greift zu kurz, wie ich in meinem Artikel „Weist die Science Fiction von Frauen neue Wege?“ (in: *Das Science Fiction Jahr 1991*) herausgearbeitet habe. Es könnte sich weit mehr um einen Geburtsmythos (Gilbert/Gubar) handeln. Dagegen ordnet Roß zu Recht Boyes *Kallockain* als Dystopie im klassischen Sinne ein.

Wie Inhalt und Struktur, so läßt auch die Dokumentation zu wünschen übrig. Sie folgt weder dem alten Fußnotenmuster, noch integriert sie Literaturverweise konsistent und präzise in den Text, wie ich es von einer Dissertation erwarten würde. Das einzig Empfehlenswerte an dieser Veröffentlichung ist der Utopienvergleich im Anhang.

Wissenschaftliche Strenge und feministische Sensibilität zeichnet dagegen *Gender Vertigo* von der amerikanischen Soziologin Barbara Risman aus, eine Arbeit, die länder- und disziplinübergreifend Beachtung finden sollte. Risman versucht empirisch zu untermauern, daß „Geschlecht“ gesellschaftlich konstruiert ist und unsere Erwartungen und Vorstellungen davon, was Geschlecht ausmacht, durch Sozialisation, Institutionen und in zwischenmenschlichen Beziehungen aufrecht erhalten werden. Gestützt auf ihre Langzeitstudie mit Eltern, die Familien- und Erziehungsarbeit gleichberechtigt teilen, und mit deren Kindern, erweitert und revidiert sie bisherige Theorien.

Die 15 Familien, die Risman für ihre räumlich auf North Carolina, USA, begrenzte Studie auswählte, gehören zur gebildeten Schicht. Sie sind atypisch für das Gros der amerikanischen Familien, wo auch heute noch vollzeitbeschäftigte Mütter die Hauptverantwortung für Kinder und Haushalt tragen. Es scheint, daß Bildungsgrad und Einkommen Männer und Frauen eher in die Lage versetzen, egalitäre Lebensformen zu propagieren und in die Praxis umzusetzen. Hervorzuheben ist vor allem das Umdenken bei Männern, das Risman in ihrer Studie belegen konnte: Diese emanzipierten Männer wären „selbstsicher genug, die patriarchale Vorstellung von Männlichkeit, die unsere Kultur durchzieht, in Frage zu stellen“ (S. 127). Risman geht der Emanzipationsfrage auf den drei Ebenen: Arbeit, Macht, Cathexis (intime Beziehungen) nach: wer verrichtet welche Arbeit, wie wird diese gesellschaftlich bewertet, bezahlt, etc.; wer übt wie Macht aus; wer leistet die emotionale Arbeit, hält das emotionale Beziehungsnetz aufrecht und in Schach. Nach Risman scheint das unkomplizierte Teilen von Arbeit und Macht bei den von ihr untersuchten Paaren daher zu rühren, daß diese eine tiefe Freundschaft verband. Die Väter verbrachten ebensoviel Zeit und Energie für ihre Kinder auf wie die Mütter, jedoch verbunden mit unterschiedlicher emotionaler Intensität. Ungetrübt konnten sie ihr egalitäres Ideal natürlich nie einlösen. Doch Risman betont, daß solche bewußt dem egalitären Ideal nachstrebenden Familien für eine gesellschaftliche Umstrukturierung unerläßlich sind.

Das egalitäre Vorbild der 15 Elternpaare war für die insgesamt 26 Kinder prägend. Für diese Kinder gab es keine ausschließlich dem Mann oder der Frau zuzuordnende Tätigkeiten zu Hause. Doch trotz ihrer emanzipatorischen Erziehung gaben diese Kinder mit zunehmenden Alter, spätestens wenn sie in die Schule kamen, auf Fragen nach Unterschieden zwischen Jungen und Mädchen stereotype Antworten. „Die Kinder sind in Wider-

sprüche zwischen den von den Eltern vermittelten Ideologien und den kognitiven Bildern der dominierenden Kultur ihrer Peers verstrickt.“ An den Schwierigkeiten dieser feministisch geprägten Kinder, ihre Identität und ihr geschlechtliches Ich herauszubilden, ließe sich erkennen, „warum gesellschaftlicher Wandel auf der individuellen Ebene so langsam vorankommt“ (S. 149). Diese in den USA durchgeführte Studie dürfte in Deutschland zu ähnlichen Ergebnissen kommen.

Rismans Schlußkapitel „Toward a Dizzy but Liberating Future“ endet mit einem hoffnungsvollen Ausblick. Geschlecht ist zwar gesellschaftlich konstruiert, schreibt sie. Doch es ist eine menschliche Erfindung und kann daher neu geschaffen (*recreated*) werden. Individuen waren und sind fähig zu rebellieren, zu erneuern und Strukturen zu verändern (S. 156). Empirische Daten stoßen hier an ihre Grenzen. Von hier aus, fährt sie fort, ist eine wertorientierte Kreativität gefragt, die eine Zukunft vorstellbar macht, in der Geschlecht als soziale Kategorie (*gender*) keine Rolle mehr spielt (S. 157). Diese Erwartungen tragen wir an die spekulative Literatur (Utopien und Science Fiction) heran, die sich ihrerseits aus konkreten Erfahrungen und Kenntnissen speist. Rismans betitelte ihr Buch „Gender Vertigo“. Sie sieht also das Aufweichen überkommener Geschlechtermuster als etwas Schwindelerregendes. Dieses Schwindelerregende macht gerade den Reiz von spekulativer Literatur aus.

Theresia Sauter-Baillet

### Neuübersetzung

Françoise de Grafigny: *Briefe einer Peruanerin*, hrsg. und übersetzt von Renate Kroll, Königstein/Taunus, Ulrike Helmer Verlag, 1998. 190 S.

Die *Briefe einer Peruanerin* der Mme de Grafigny waren vom Erscheinen der ersten französischen Originalfassung im Jahr 1747 bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Bestseller. Über 100 verschiedene Ausgaben, darunter Übersetzungen ins Italienische, Spanische, Englische und Russische sowie vier verschiedene Übersetzungen ins Deutsche, zeugen von der Beliebtheit und gesamteuropäischen Bedeutung des Werkes. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gerät der Roman jedoch, wie so viele Werke anderer Autorinnen, in Vergessenheit, um einhundert Jahre später,

nicht zuletzt wegen des aufkeimenden Interesses an einer weiblichen kulturellen Tradition, wiederentdeckt zu werden. Es erscheinen diverse Neuauflagen in französischer Sprache (zuletzt in der Anthologie mit Romanen von Frauen aus dem 18. Jahrhundert herausgegeben von Raymond Trousson, 1996) sowie Neuübersetzungen ins Italienische (Angelo Morino, 1992) und ins Englische (David Kornacker, 1993).

Inzwischen liegt mit der sorgfältigen Übersetzung von Renate Kroll auch eine deutschsprachige Fassung der Briefe der Protagonistin Zilia vor, in denen diese sich mit ihrer Situation als Frau und als Fremder in der französischen Gesellschaft auseinandersetzt und schließlich eine für die damalige Zeit sehr ungewöhnliche Überlebensstrategie entwickelt.

Die Neuübersetzung respektiert sowohl das Original als auch unser heutiges Sprachempfinden. Darüber hinaus enthält das Nachwort der Übersetzerin wertvolle Informationen zum Leben und Werk der Autorin und bietet somit einen hilfreichen Leitfaden für die Lektüre. Nicht zuletzt ist es dem Ulrike Helmer Verlag zu verdanken, der immer wieder das Risiko eingeht, in Vergessenheit geratene Werke von Frauen zu publizieren, daß wir diese gelungenen und auch äußerlich sehr ansprechende Ausgabe der *Briefe einer Peruanerin* in den Händen halten können.

Es ist zu hoffen, daß die Briefe Zilias sich mit dieser Ausgabe einen festen Platz beim deutschsprachigen Lesepublikum - und nicht zuletzt in der Romanistik - erobern können.

Rotraud von Kulesa